

## «56 Prozent der Schüler fühlen sich gestresst, der Umgang damit ist eine Gratwanderung»

**Dagmar Rösler, die oberste Schweizer Lehrerin, beobachtet, wie Jugendliche sich wegen der sozialen Netzwerke selbst zunehmend unter Druck setzen. Nicht hilfreich sei, wenn die Eltern auf den Übertritt ins Gymnasium drängen, sagt sie im Gespräch mit Erich Aschwanden**

Frau Rösler, die Kriege im Nahen Osten und in der Ukraine sind allgegenwärtig und beschäftigen die Menschen stark. Wie wirkt sich die unsichere Weltlage in den Schulen aus?

Natürlich spürt man in den Klassenzimmern, dass es unruhige Zeiten sind. Diese Kriege gehen nicht spurlos an den Kindern und Jugendlichen vorbei. Doch es ist nie wirklich friedlich auf der Welt. Wir haben immer Konflikte, die die Schülerinnen und Schüler über die unterschiedlichen Kulturen betreffen. Den Beginn des Kriegs in der Ukraine haben wir als Lehrpersonen besonders stark gespürt. Wohl auch, weil die Auseinandersetzungen in Europa stattfinden und viele Kinder und Jugendliche aus der Ukraine in die Schweiz geflüchtet sind. Schon kurz nach Kriegsbeginn und während einer Thematisierung des Konflikts in der Klasse sagte ein syrisches Mädchen: «Warum wird so viel über diesen Konflikt gesprochen? Bei uns ist auch Krieg.» Das zeigt genau auf, wie sensibel die Situation in einer Klasse sein kann.

Was kann die Schule unternehmen, damit die Belastung für die Kinder nicht zu gross wird?

Kinder und Jugendliche spiegeln wider, was sie von Erwachsenen oder Gleichaltrigen hören und erfahren. Das merkt man, wenn es zu Auseinandersetzungen unter Schülerinnen und Schülern kommt. Dann brauchen die Kinder Schimpfwörter und Schuldzuweisungen, wie sie in den gegenwärtigen politischen Debatten und in sozialen Netzwerken verwendet werden. Die Schule hat in dieser angespannten Lage eine ganz wichtige Aufgabe, indem sie die Konflikte thematisiert, einordnet und die Sachlage erklärt. In der thematischen Aufarbeitung darf es auf keinen Fall um Schuldzuweisungen, Recht oder Unrecht gehen.

Verschiedene Befragungen zeigen, dass immer mehr Kinder und Jugendliche unter psychischen Problemen leiden. Wie spüren Sie das im Unterricht?

Das wirkt sich sehr unterschiedlich aus. Es gibt Schüler, die sehr ruhig werden und sich zurückziehen. Auf der anderen Seite gibt es solche, die es nicht mehr schaffen, täglich in die Schule zu kommen. Diese jungen Menschen fühlen sich aus verschiedenen Gründen überfordert. Für die Schulen sind das grosse Herausforderungen. Sie können im Rahmen ihrer Möglichkeiten versuchen, den Betroffenen zu helfen und sie zu unterstützen.

Es gibt doch die Möglichkeit, die Schulsozialarbeiter oder Schulpsychologen einzuschalten.

Ja, das stimmt, und diese Stellen werden in der Regel auch so früh wie möglich einbezogen. Die Ursachen von psychischen Problemen von jungen Menschen sind vielfältig und liegen auf verschiedenen Ebenen. Beim einzelnen Individuum, in dessen

Familie, deren sozialer Herkunft, dem Bildungsstatus oder der wirtschaftlichen Situation. Die Schule als zentraler Lern- und Lebensraum hat hier zwar eine wichtige Rolle. Sie kann in der Gesundheitsförderung, in der Früherkennung und in der Prävention ihren Beitrag leisten, sie ist aber auch in dieser Thematik auf gute Zusammenarbeit aller Beteiligten angewiesen.

Wie viele solcher aussichtslosen Fälle gibt es?

Ich würde nicht von aussichtslosen Fällen sprechen. Es muss immer Hoffnung geben, dass sich eine schwierige Situation wieder auflösen lässt. Doch es ist eine Tatsache, dass sich 56 Prozent der jungen Menschen im Alltag gestresst fühlen. Meist ist es ein Cocktail von verschiedenen Stressfaktoren. Für die Schule ist der Umgang damit eine Gratwanderung. So darf und muss die Schule etwas von den Kindern und Jugendlichen fordern. Schliesslich sollen sie befähigt werden, später im Berufsleben zu bestehen oder studierfähig zu werden. Allerdings erlebe ich auch, dass die Jugendlichen sich selbst sehr stark unter Druck setzen. Eine wichtige Rolle spielen dabei die sozialen Netzwerke. Man muss sich immer als happy und cool darstellen. Schwächen gibt es auf diesen Kanälen nicht.

Welche Rolle spielen bei diesem Leistungsdruck die Eltern?

Auch sie stehen unter Druck und machen sich Sorgen um die Zukunft ihrer Kinder. Noch immer ist die Ansicht weit verbreitet, dass das Gymnasium der Königsweg ist. Der Weg in die Zukunft via Berufsbildung kommt für viele gar nicht infrage. Das erzeugt natürlich Druck auf die Jugendlichen – und auf die Schule. Es gibt aber auch Studien, die belegen, dass die zentrale Ursache von Stress und Überforderungserfahrungen die ausgeprägte Leistungs- und Erfolgsorientierung von den Jugendlichen selber ist. Dies nicht nur aus positiver Motivation, sondern auch aus Verunsicherung und Angst um ihre berufliche Zukunft.

Wie gehen Sie als Klassenlehrerin mit diesem Druck seitens der Eltern um?

Das ist keine neue Situation. Man lernt damit zu arbeiten. Ich war früher als Lehrerin der fünften und sechsten Klasse immer dann eine gute Lehrerin, wenn ich möglichst viele Schülerinnen und Schüler in die Bezirksschule und ins Gymnasium gebracht habe. (Lacht.) Ich kann diese Angst sowohl aus Sicht einer Lehrerin, aber auch als Mutter nachvollziehen. Jugendliche müssen in der schwierigen Phase am Anfang der Pubertät besonders leistungsfähig sein, um ein möglichst hohes Leistungsniveau zu erreichen. Es ist kontraproduktiv, in dieser Situation zusätzlichen Druck auf die Schule und das Kind auszuüben. Es ist nicht schlechter, wenn man in die Sekundarschule kommt und dann eine Berufslehre macht. Theoretisch sehen das die meisten Eltern auch ein, aber wenn es um das eigene Kind geht, sieht die Sache dann allerdings doch etwas anders aus.

Die frühe Selektion wird von zahlreichen Bildungsexperten kritisiert, weil sie Kinder aus weniger bildungsaffinen Haushalten benachteiligen kann. Müsste man den Gymi-Entscheid weiter nach hinten schieben?

Diese Diskussion wird nun seit mehr als dreissig Jahren geführt und ist in letzter Zeit wieder stärker aufgeflammt. Der Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz (LCH) ist dabei,